



Open Access Repository

www.ssoar.info

Rezension: Clare Land: Decolonizing Solidarity - Dilemmas and Directions for Supporters of Indigenous Struggles

Bendix, Daniel

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bendix, D. (2017). Rezension des Buches *Decolonizing solidarity: dilemmas and directions for supporters of indigenous struggles*, von C. Land. *PERIPHERIE - Politik, Ökonomie, Kultur*, 37(1), 122-125. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58857-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Auch wenn hier nur eine kleine Auswahl aus den 15 Beiträgen des Bandes vorgestellt werden konnte – es lohnt, ihn ganz zu lesen. Er steht für einen lange überfälligen Trend in der gegenwärtigen sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion, den Trend, das Augenmerk nicht mehr ausschließlich auf die Analyse von – ökonomischen oder kulturellen – Werten zu richten, sondern der stofflichen, der materiellen, der Gebrauchswert-Seite des Gesellschaftsprozesses wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Hierfür ist ihm größtmöglicher Erfolg zu wünschen.

Georg H. Landauer

Clare Land: *Decolonizing Solidarity – Dilemmas and Directions for Supporters of Indigenous Struggles*. London: Zed Books 2015, 336 Seiten

Die Autorin des vorliegenden Bandes beteiligt sich seit fast 20 Jahren als Unterstützerin an anticolonialen Kämpfen von Aboriginal-Australier*innen für Landrechte, Selbstbestimmung und ökonomische Unabhängigkeit. Zurzeit forscht sie im *Koori History Archive* der *Victoria University* in Melbourne und berät *community organizations* zu Rassismus. Ihr Buch gründet sich auf ihren langjährigen aktivistischen Erfahrungen, der intensiven Zusammenarbeit mit Aboriginal-Aktivist*innen (u.a. auch als Radiomoderatorin) sowie auf Interviews und Kleingruppengesprächen mit 24 Aboriginal- und Nicht-Aboriginal-Aktivist*innen im Südosten Australiens zu der Frage, wie diese Solidaritätsbeziehungen verhandeln. Es wird abgerundet durch eine Zeitleiste der wichtigsten politischen Ereignisse rund um indigene

Kämpfe in Südost-Australien, durch Biographien der interviewten Personen und durch Links zu Materialien und Aktionsideen, die sich auch auf der dazugehörigen Webseite finden (<http://decolonizingsolidarity.org>). Sein Ziel ist es, einen neuen Aktionsrahmen für nicht-indigene Personen zu entwerfen, die indigene Kämpfe unterstützen wollen. Dabei berücksichtigt es die schwierige Situation von Solidarität im Kontext eines fortwährenden Siedlungskolonialismus' und eines Genozids, der eben auch die zwischenmenschlichen Beziehungen der gemeinsam politisch Aktiven beeinflusst. Ihre übergreifende Motivation bringt Clare Land folgendermaßen auf den Punkt: „Solidarität sollte auf Dekolonisierung abzielen; und die Art und Weise, wie Solidarität geübt wird, muss dekolonisiert werden.“ (4) Diese Aufgabe grundlegend anzugehen sei notwendig, denn Aboriginal-Aktivist*innen müssten viel Zeit und Energie aufbringen, um mit jeder neuen Generationen von Unterstützer*innen die Modalitäten von Solidarität auszuhandeln.

In Kapitel 1 bringt Land uns den gegenwärtigen politische Kontext näher und skizziert, um was es dem Aboriginal-Widerstand gegen (das Erbe des) britischen Kolonialismus ging und geht. Um die historische, politische und geographische Spezifität von Solidaritätspolitik herauszustellen, unternimmt Kapitel 2 eine Genealogie nicht-indigener Unterstützung für Aboriginal-Kämpfe im Südosten Australiens. Dabei stießen oftmals weiße, bürgerliche Forderungen nach Gleichberechtigung mit Aboriginal-Bestrebungen nach ökonomischer Gerechtigkeit und Reparationen, nach Landrechten und gegen

umfassenden Rassismus aufeinander. Aboriginal-Aktivist*innen waren sich immer bewusst, dass sie die Hilfe von Nicht-Indigenen für ihre Kämpfe brauchen, wollten aber sicherstellen, dass diese auf der Grundlage ihrer Interessen erfolgte. Kapitel 3 wendet sich den Fragen zu, wie in Aboriginal-Kämpfen Identitäten verstanden, verhandelt und genutzt werden. Im Bewusstsein, dass die Zuweisungen „Aboriginal/indigen“ und „nicht-Aboriginal/nicht-indigen“ kolonialen Ursprungs sind und gleichzeitig die gegenwärtige politische, ökonomische und kulturelle Realität Australiens widerspiegeln, setzen Aktivist*innen diese einerseits ebenso explizit ein, wie sie sie andererseits strategisch zurückweisen, oder konstruieren neue, alternative Identitäten. Entscheidend für solidarische Beziehungen sei, weder das koloniale binäre Identitätsgebot noch das postmodern entpolitisierende Hybriditätsangebot anzunehmen, das Forderungen nach Reparationen und Gerechtigkeit erschwere sowie der staatlichen assimilatorischen, genozidalen Politik gefährlich nah kommen könne. Vielmehr gehe es darum, über die politische Aktion zu einer rekonstruierten weißen Identität zu kommen, in der Nicht-Indigene ihre Befreiung mit der von Aboriginal-Australier*innen als unweigerlich verknüpft verstehen.

Kapitel 4 problematisiert Konzepte wie „Zusammenarbeit“, „Dialog“ und „Freundschaft“ sowie die Beweggründe von Nicht-Indigenen, sich in Aboriginal-Kämpfe einzubringen. Aboriginal-Aktivist*innen sind teilweise höchst skeptisch, was die Versuche von Siedler*innen angeht, Versöhnung anzustreben, und charakterisieren diese als „reconciliation mob“ oder „kiss and

make up tribe“ (118). Zusammenarbeit und Dialog werden eben vor allem von Nicht-Indigenen gewünscht, wohingegen Aboriginal-Aktivist*innen fordern, dass jegliche gemeinsame Unternehmung von ihnen initiiert werden müsse, um einem der Ziele ihrer Kämpfe – Aboriginal-Selbstbestimmung – zuträglich zu sein. Im kolonialen Siedlungskontext gebe es keine „Partnerschaft zwischen Gleichen“ (134): einmal, weil Weiße strukturell immer in der Machtposition sind, und zweitens, weil zunächst anzuerkennen sei, dass Aboriginal-Australier*innen die rechtmäßigen Bewohner*innen des Kontinents sind. Zusammenarbeit müsse also auf der Basis indigener Rechte – nicht gleicher Rechte – erfolgen, und bedürfe niemals abzuschließender Vertrauensbildung, (formaler) Vereinbarungen und der Institutionalisierung von Verantwortlichkeitsstrukturen.

In Kapitel 5 spricht sich Land dafür aus, dass nicht-indigene Aktivist*innen zwei miteinander verschränkte Projekte verfolgen sollten: Sie sollten politisch agieren und Verständnis für die eigene gesellschaftspolitische Position entwickeln. Kritische Selbstreflexion oder – in Ngūgĩ wa Thiong’os Worten – „Dekolonisierung des Geistes“ habe mit öffentlichen, politischen Aktionen einherzugehen; beides werde sich gegenseitig bestärken. Der Beitrag von Weißen und Nicht-Indigenen zur Befreiung von Kolonialismus und Rassismus könne auch ohne die direkte Zusammenarbeit mit Aboriginal-Personen erfolgen, nämlich in weißen Kontexten, unter Freund*innen, im Familienkreis, durch Workshops für Nicht-Aboriginal-Menschen usw. Hier wird Selbstbildung und *community*-Bildung verstanden „als eine Möglichkeit, die Last mit

indigenen Bildner*innen und *organisers* zu teilen, dem 'Wissensentzug' [...] bzw. der unentschuldbaren Ignoranz [...] entgegenzuwirken" (178). Auch gehe es darum, sich in seinem jeweiligen lokalen Kontext den Auswirkungen von Kolonialismus zu stellen und dort – wie einige Aboriginal-Aktivist*innen fordern – „die Miete zu zahlen“, anstatt dem „Freiheit-für-Tibet-Syndrom“ (180) zu erliegen und möglichst weit weg von zuhause politisch aktiv zu werden.

Der Frage nach einem „moralischen und politischen Rahmen für Solidarität nicht-indigener Menschen“ geht Kapitel 6 nach. Denn nur ein solcher Rahmen könne der Gefahr vorbeugen, lediglich nach persönlicher Erlösung von Schuld, aufregender Beschäftigung oder vermeintlich exotischen Beziehungen zu suchen. Nur ein solch breites Verständnis sozialen Wandels, das sich nicht auf Rassismus beschränkt, könne die eigene Befreiung und Re-Humanisierung als unweigerlich verbunden mit der Befreiung von Aboriginal-Personen verstehen. Auch wenn sich damit das Scheinwerferlicht wieder auf Weiße richte, gebe es dafür pragmatische Gründe, denn es sei nötig, zuverlässige Langzeitverbündete hervorzubringen. In Kapitel 7 untersucht die Autorin, wie Weiße mit der Frage von Komplizenschaft mit kolonialen Strukturen und fortschreitendem Völkermord umgehen können: Was müssen die Profitierenden kulturell und ökonomisch aufzugeben bereit sein, um gesellschaftliche Transformation voranzutreiben? Land diskutiert diesbezüglich die Perspektiven ihrer Interviewpartner*innen auf kollektive Veränderung von Lebensweisen genauso wie die Gefahr, dass Aktivismus für Weiße sogar karrierefördernd sein

kann. Lands Forschungsdesign, in dem von Anfang bis Ende eine Gruppe von Aktivist*innen und Forscher*innen als kritische Bezugsgruppe an der Arbeit beteiligt war, ist richtungsweisend für eine dekoloniale, bewegungsorientierte Wissenschaft. Es nimmt Aktivist*innen als Theoretiker*innen ernst und gibt die Einbahnstraßenperspektive von Wissenschaft über Aktivismus, die nicht selten in Sackgassen führt, auf – auch ganz praktisch, wenn sich etwa die Autorin von Robbie Thorpe über ihre eigenen Erfahrungen mit Solidaritätsarbeit interviewen lässt. In ihrer Zusammenfassung beleuchtet Land die Frage, inwiefern die Erkenntnisse des Buches auf andere Auseinandersetzungen übertragbar sind: für „Entwicklungshilfe“, Solidarität von Israelis mit Palästinenser*innen, für den Kontext von Geflüchtetenkämpfen und für Trans*-Solidarität. Für den bundesdeutschen Kontext ist nicht nur dies hilfreich, sondern auch die das Buch durchziehende Zurückweisung klarer Identitäten – „nicht alle Weißen sind weißlich [*whitely* = Rassismus reproduzierend] und nicht alle weißlichen Menschen sind weiß“ (20) –, die Berücksichtigung der Gleichzeitigkeit von Privilegierung und Unterdrückung und die Konzentration auf direkte politische Handlungen (ohne vereinfachend deren Ambivalenzen und herrschaftsstabilisierenden Potenziale unter den Tisch zu kehren). Nach dem „Sommer der Migration“ und dem Wetterumschwung in Richtung Grenzverschärfungen und Abschiebung kann ich dieses Buch beispielsweise jeder Person, die sich in der Geflüchteten-Arbeit engagiert, ans Herz legen. Es spiegelt auch die Position aus der Geflüchtetenbewegung wider, nach der es ernsthafte, langfristige Solidarität,

die politisch agiert, sowie Räume für die Selbstorganisation statt Hilfe brauche. Denn Hilfe sei nur von kurzer Dauer, und ihr gehe es nicht um gesellschaftliche Veränderung.

Daniel Bendix

Bettina Engels, Melanie Müller & Rainer Öhlschläger (Hg.): *Globale Krisen – Lokale Konflikte? Soziale Bewegungen in Afrika*. Baden-Baden: Nomos 2015, 165 Seiten

An sozialen Bewegungen fehlt es dem afrikanischen Kontinent keinesfalls. Prominente Beispiele wie die Mobilisierungen anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 2010, der „wilde“ Streik in der Marikana-Mine in Südafrika oder der „Arabische Frühling“, die auch außerhalb der wissenschaftlichen Debatten Schlagzeilen machten, verdeutlichen dies. Dennoch befasste sich die deutschsprachige Bewegungsforschung, im Unterschied zu ihrem englisch- und französischsprachigen Pendant, lange Zeit kaum damit. Erst in den letzten Jahren hat sich auch hier eine lebhaftige Debatte entwickelt, zu der das vorliegende Buch maßgeblich beiträgt.

Der Sammelband, an dem insgesamt acht Autor_innen beteiligt sind, umfasst zwei konzeptionelle Beiträge, einen länderübergreifenden Artikel zu nationalen Befreiungsbewegungen und sechs Fallstudien zu Ländern südlich der Sahara mit unterschiedlichen regionalen und thematischen Schwerpunkten. Die Konzentration auf Subsahara-Afrika, und nicht etwa generell auf Länder des Globalen Südens, ist dabei nicht willkürlich gewählt, sondern auf eine „besonders auffällige Leerstelle“ (8) in der Forschung zurückzuführen.

Bettina Engels & Melanie Müller gelingt in ihrem konzeptionell-theoretischen Beitrag zu Beginn des Buches ein direkter Einstieg in die jüngere Debatte. Zentraler Gegenstand dieser Debatte wie auch ihres Artikels ist die Frage, „inwiefern die bestehenden Konzepte der Bewegungs- und Protestforschung, die weitgehend basierend auf empirischen Forschungen zu Kontexten im globalen Norden und Westen entwickelt wurden, auch auf [...] soziale Bewegungen [...] im Süden anwendbar sind“ (7). Um dieser Frage nachzugehen, analysieren die Autorinnen zunächst, ob oder inwieweit sich soziale Bewegungen in den verschiedenen Weltregionen generell unterscheiden. In einem zweiten Schritt überprüfen sie exemplarisch vier etablierte theoretische Ansätze der Bewegungs- und Protestforschung auf ihre Erklärungskraft für soziale Bewegungen in Afrika. Aus ihrer Analyse schlussfolgern sie, dortige soziale Bewegungen unterschieden sich nicht systematisch von denen andernorts. Vielmehr seien sie grundsätzlich – im Norden wie im Süden – „nur vor dem Hintergrund des jeweiligen historischen, kulturellen und gesellschaftlich-politischen Kontextes zu verstehen“ (9). Auch wenn diesbezüglich auf dem afrikanischen Kontinent gewisse, für die Analyse wichtige historische Makrotrends (wie die Dekolonisierung, die Transformation der politischen Systeme hin zu liberalen, repräsentativen Demokratien, Handelsliberalisierung und neoliberale Strukturanpassung usw.) festgestellt werden könnten, seien soziale Bewegungen und ihre Aktivitäten vor allem von bestehenden Unterschieden in den „innergesellschaftlichen, lokalen und regionalen Kontextbedingungen und